



Am 10. Februar 1933: In Berlin kommt es zu Schlägereien zwischen Nationalsozialisten und Republikanern vor der Universität.

Foto: SZ Photo

Nacht der langen Messer

Wie erzählt man Zeitgeschichte? Uwe Wittstocks „Februar 1933“ berichtet von deutschen Künstlern und Literaten in einem singulären Moment.

Um es vorweg zu sagen: Dieses Buch ist ein großer Wurf, weit mehr als eine Fortschreibung von Titeln wie Florian Illies' „1913“ oder Hans Ulrich Gumbrechts „1926“, die, historische Eckdaten mit kulturellen Umbrüchen verbindend, die synchrone Dimension der Geschichte sichtbar machen: Ungleichzeitigkeit ist das richtige Wort dafür. In seinem Essay über Laokoon spricht Lessing vom fruchtbarsten Augenblick, den der Künstler wählen müsse, um ein Geschehen samt seiner Vorgeschichte und Nachwirkung darzustellen. Der „Februar 1933“, den Uwe Wittstock in seinem Buch mit akribischer Detailtreue dokumentiert, war und ist solch ein fruchtbarer Augenblick – genauer gesagt: ein fruchtbarer Augenblick.

Ein Vergleich zu Bildern und Berichten aus Kabul beim Einmarsch der Taliban ist nicht zu weit hergeholt: Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler machten SA, SS und die von Göring gleichgeschaltete Polizei Jagd auf Sozialdemokraten, Kommunisten, Juden und missliebige Intellektuelle. Wie die Taliban bei Razzien von Haus zu Haus, drangen sie in Wohnungen ein, zerschlugen das Mobiliar, beschlagnahmten oder verbrannten Manu-

skripte und Bücher wie in der linken Künstlerkolonie am Laubenheimer Platz, wo Berliner Passanten sich aktiv an Übergriffen beteiligten. Wer ins Columbiahaus und andere improvisierte Foltergefängnisse eingeliefert wurde, konnte von Glück sagen, wenn er oder sie mit dem Leben davonging. Ähnlich wie beim Evakuieren des Flughafens Kabul ging es am Anhalter Bahnhof zu, wo Heinrich Mann und andere Koryphäen der Kunst und Literatur im Gedränge untertauchten, um, getarnt als Reisende mit Regenschirm und leichtem Gepäck, nach Wien, Prag oder Paris zu entkommen. Aus der Emigration kehrten viele von ihnen nie oder erst nach langwieriger Odyssee in deutsche Lande zurück.

Uwe Wittstock tat gut daran, sich auf die Schicksale von Künstlern und Literaten zu konzentrieren, deren Leidensweg 1933 begann und nicht, wie von üblen Nachrednern behauptet, im „Logenplatz des Exils“ endete: Ernst Toller, Stefan Zweig und Walter Benjamin nahmen sich auf der Flucht vor den Nazis das Leben – um nur diese Namen zu nennen. Nicht minder erschütternd ist die Bilanz der Gewalttaten und Morde, denen nicht nur Sozialdemokraten und Kommunisten, sondern auch SA-Leute und unbeteiligte Passanten zum Opfer fielen, so dass man von einer Bartholomäusnacht sprechen kann, aus der Deutschland erst 1945 erwachte.

Im Februar 1933 genühten wenige Wochen, um die Verfassung auszuhebeln,



Uwe Wittstock: „Februar 1933“. Der Winter der Literatur. C.H. Beck Verlag, München 2021. 288 S., geb., 24,- €.

die Meinungs- und Versammlungsfreiheit abzuschaffen und den demokratischen Rechtsstaat durch ein Terrorregime zu ersetzen, das an Menschenverachtung schwer zu überbieten war. Hermann Göring, damals preußischer Innenminister, hat Ziele und Methoden der Naziherrschaft mit zynischer Brutalität offengelegt: „Meine Maßnahmen werden nicht angekränkt sein durch irgendwelche juristischen Bedenken. Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, hier habe ich nur zu vernichten und auszurotten, weiter nichts!“

Der in diesen Sätzen enthaltenen Morddrohung begegneten die auf der Abschlusssitzung stehenden Intellektuellen mit Witz und Ironie – nicht, weil sie die Gefahr unterschätzten, sondern weil nur Galgenhumor das Inkommensurable erträglich machte. „Ich kann nicht so viel fressen, wie ich kotzen möchte“, sagte der Maler Max Liebermann, als er den Fackelzug der SA durchs Brandenburger Tor marschieren sah, und in einem offenen Brief bat Oskar Maria Graf die Machthaber, auch seine Bücher zu verbrennen, weil er ein erklärter Gegner des Naziregimes sei.

Weniger bekannt ist Heinrich Manns kämpferischer Rückzug aus der Preußischen Akademie, den Wittstock ausführlich referiert: Ebenso wie Käthe Kollwitz kam er durch seinen Austritt dem Ausschlussverfahren zuvor, das Akademiepräsident Schilling in vorausweisendem Gehorsam anstregte, weil beide zur Wahl linker Parteien aufgerufen hatten, und beugte sich so dem Willen von NS-Kultusminister Rust. Alfred Döblin profilierte sich in der Debatte durch sein mutiges Eintreten für Freiheit und Demokratie, während der erst vor kurzem zugewählte Gottfried Benn sich unruhlich hervortat, indem er Hitlers Machtantritt als historische Zäsur begrüßte, ohne zu ahnen, dass auch er bald als Asphaltliterat gebrandmarkt und mit

Schreibverbot belegt werden würde. Originalton Benn: „Die Revolution ist da, und die Geschichte spricht. Wer das nicht sieht, ist schwachsinzig. Nie wird der Individualismus in der alten Form, nie der alte ehrliche Sozialismus wiederkehren.“

Fast alle, die Rang und Namen hatten am Ende der Weimarer Republik, kommen in Wittstocks klug komponierter Collage zu Wort: Von Erika, Klaus und Thomas Mann über Erich Kästner und Harry Graf Kessler bis zu Carl Zuckmayer, von Brecht über Fallada und Remarque bis zu Else Lasker-Schüler und Mascha Kaléko. Vollständigkeit anzustreben wäre sinnlos angesichts unferster Breite des Stoffs, wie der Autor zu Recht konstatiert. Zwei sich überschneidende Kreise aber fehlen: zum einen der George-Kreis, dessen Gründung 1933 noch lebte und sich der Vereinnahmung durch das NS-Regime entzog, zum anderen die Frankfurter Schule, deren Vordenker rechtzeitig emigrierten, weil sie den Antisemitismus empirisch untersucht und das Unheil vorausgesagt hatten.

Was für das Fehlen prominenter Zeitzeugen wie Stefan George und Walter Benjamin entschädigt, sind intime Einblicke ins Treiben der Haute Volée beim Presseball, wo Zuckmayer und der Flieger Erud sich im Suff verbrüdern. Oder die von Goebbels befohlene Liquidierung eines SA-Führers, der sich damit brüstet, er werde Goebbels erschießen, falls der die SA um die Früchte des Sieges betrügt: Eine Vorwegnahme des Röhm-Putschs, die in Mafiamanier mit der Ermordung des SA-Manns und einem von Goebbels inszenierten Staatsbegräbnis endet. Wittstocks Politikrasi lebt von der Auswahl und Anordnung des vorgefundenen Materials; der Autor tritt hinter den erzählten Ereignissen zurück und erzeugt so einen Sog, der die Lektüre zur Achterbahnfahrt macht. HANS CHRISTOPH BUCH

Soll man auf eine höhere Daseinsform warten?

Über allem Geschwafel Liebe: Sally Rooneys neuer Roman rechnet mit dem Literaturbetrieb ab

Sally Rooney war extrem jung, erst Mitte zwanzig, als sie zum literarischen Superstar wurde. 2017 und 2018 erschienen hintereinander ihre Romane „Conversations with Friends“ und „Normal People“. In beiden Büchern ging es um junge Leute in und um Dublin, die sich in endlos mäandernden Gesprächen zu Standortbestimmungen ihres Privatlebens äußerten. Sie diskutierten mit erbarmungsloser Ehrlichkeit über Feminismus, Heteronormativität und Klassenunterschiede im Spätkapitalismus. Und das mit einer so feinsinnigen Zeitgenossenschaft, dass die Presse messianisch die „Stimme einer Generation“ ausrief.

Ganz sicher war diese Stimme bemerkenswert. Mit größter Selbstverständlichkeit lebte hier eine in den Neunzigerjahren geborene Generation längst die Imperative des einundzwanzigsten Jahrhunderts: Individualität und Diversität. Bisexuelle Erfahrungen etwa gehörten ganz selbstverständlich zum amourösen Rooneyversum. In ihren Büchern war man allerdings nicht homo oder hetero, sondern man hatte ein Liebesleben, in dem man das Patriarchat nachmodellerte, verwarf, neu programmierte. Und man redete permanent darüber, was das mit einem machte, warum und ob man es gut oder schlecht heißte. Liebe und Freundschaft standen auf dem Prüfstand. Aber anders als bei den Achtundsechzigern ohne jeden Dogmatismus. Große Reden zur Verbesserung der Gesellschaft wurden in Dublins WG-Küchen allenfalls spielerisch geschwungen. Der performative Selbstwiderspruch sabotierte zuverlässig den Versuch, das eigene Dasein einer Komplexitätsreduzierung zu unterziehen.

Nach ein paar Jahren Rooney-Boom wurden nun einige Kritiker des Rooney-Booms überdrüssig. Sie hielten ihre Bücher für überschätzt und unzureichend. Wenn man jetzt also Rooneys neuen Roman zur Hand nimmt, kann man das gewiss nicht mehr mit der Haltung des Entdecker-Kritikers tun.

Im Zentrum von „Schöne Welt, wo bist du“ steht die Freundschaft zwischen den ehemaligen Collage-Studentinnen Alice und Eileen, die sich den gesamten Roman über Briefe schreiben und sich nur ein einziges Mal wirklich treffen. Die Diskrepanz zwischen behaupteter Seelenverwandtschaft und physischer Distanz wird am Ende des Romans die Versertheit auf beiden Seiten offenbaren. Doch noch ist man nicht so weit. Dafür braucht es erst zwei männliche Eindringlinge in den Frauenkosmos. Zum einen den lebenswerten Simon, der nach jahrelangem Eiertanz um seine Kindheitsfreundin Eileen endlich einzieht, dass er der Richtige ist. Zum anderen Felix, der zu Beginn des Buchs mit Alice ein fürchterlich vermasseltes Tinder-Dat durchleidet.

Eileen und Alice, das wird schnell klar, sind beide Varianten der Bestsellerautorin Sally Rooney. Eileen arbeitet als Redakteurin in einem Dubliner Literaturmagazin und hat die Trennung von ihrem langjährigen Freund zu verwinden. Alice ist eine international zu Ruhm und Geld gekommene Autorin, die sich an einen kleinen irischen Küstentort zurückgezogen hat, um sich von ihrer Depression zu erholen.

Wie immer bei Rooney werden Chatverläufe in den Romanfluss eingearbeitet. Mails werden zu allen Tag- und Nachtzeiten in aufgeklappte Laptops hineingehackt und wiedergegeben. „Alice, glaubst du, das Problem des zeitgenössischen Romans ist schlicht das Problem des gegenwärtigen Lebens? Ich stimme dir zu, es erscheint vulgär, dekadent, sogar epistemologisch brutal, Energie in die Trivialität von Sex und Freundschaft zu investieren, wenn die menschliche Zivilisation vor dem Zusammenbruch steht. Aber gleichzeitig mache ich genau das jeden Tag. Wenn du willst, können wir darauf warten, eine höhere Daseinsform zu erreichen, um dann unsere mentalen und materiellen Ressourcen auf existenzielle Fragen auszurichten und nicht mehr an unsere Familien, Freunde und Liebhaber usw. zu denken. Aber wir werden sehr lange warten, vermute ich, und tatsächlich werden wir vorher sterben.“ KATHARINA TEUTSCH

Alice und Eileen sind nicht mehr Anfang, sondern Ende zwanzig. Die Frage nach dem richtigen Leben oder der richtigen „Identität“ spitzt sich zu in der

Damit sind die Grundthemen der fünf kurzen Kapitel bündig vorgestellt. Die Kapitel sind schlüssig aufeinander bezogen und bilden ein narratives Ganzes. Die historischen Einsprengsel kommen allerdings eher konventionell daher. Das Buch insgesamt ist aber weder autobiografisch noch historisch, noch systematisch angelegt. Es bezieht seine Einheit aus seinem erzählerischen Duktus und ist in dieser Hinsicht einmalig. Leider vermitteln weder Titel noch Untertitel einen Eindruck von der großen Sachprosa, die dieses Buch durchzieht. Man legt es nicht aus der Hand, bis zum letzten Satz: „Wir müssen uns um das Leben kümmern, wir müssen für es sorgen. Und dazu müssen wir es verstehen.“ HANS-JÖRG RHEINBERGER

Frage nach dem richtigen Partner. Thema hier ist vor allem die notorische Fremdheit, die zwischen zwei Menschen herrscht, selbst wenn sie sich lieben. Über Alice und Felix heißt es einmal: „Es war zu dunkel, als dass sie irgendwas vom Gesicht des anderen hätten ablesen können, und doch hielten sie den Blick und wandten ihn nicht ab, als wäre es wichtiger, einander anzusehen, als tatsächlich etwas zu sehen.“

„Schöne Welt, wo bist du“ ist von einem neuen Essentialismus durchweht, der sich im Kontext der drei bisherigen Rooney-Romane wie eine Erlösergeschichte liest. Zum Beispiel, indem mit Simon ein gläubiger Katholik inthronisiert wird. Kein Dogmatiker, sondern ein Mensch, der seinen Glauben gegen die Deformationen des Daseins behauptet. Einmal schreibt Eileen an Alice, warum das eventuell nötig ist: „Unser politisches Vokabular hat sich seit dem 20. Jahrhundert so tiefgreifend und rapide verschlechtert, dass die meisten Versuche, unsere historische Situation zu verstehen, in Geschwafel enden.“ Etwa so: „Paula sagte, jemand aus der Mittelschicht könne trotzdem Sozialist sein, und Eileen sagte, es gebe keine Mittelschicht.“

Den Befund „Geschwafel“ hatten Rezensenten auch auf Rooneys Romanwelt-Gesellschaft angewendet. Nicht ganz zu Unrecht. Doch was machen Leute aus ihrem jugendlichen Nihilismus? Sie werden entweder gläubig, oder sie lassen sich endlich doch herab auf das Niveau einer echtzeitlichen Liebesgeschichte. Mehr Versöhnlichkeit war unter „normalen“ Leuten von heute wohl nie.

Eine andere Facette des Erwachsenwerdens im neuen Roman ist Rooneys Abrechnung mit dem Literaturbetrieb, der sie groß, aber wohl auch korrupt gemacht hat: „Habe ich dir erzählt, dass ich keine zeitgenössischen Romane mehr lesen kann? Ich glaube, es liegt daran, dass ich zu viele der Leute kenne,

Sally Rooney: „Schöne Welt, wo bist du“. Roman. Aus dem Englischen von Zoë Beck. Claassen Verlag, Berlin 2021. 352 S., geb., 20,- €.



die sie schreiben. Ich sehe sie die ganze Zeit auf Festivals, wie sie Rotwein trinken und darüber reden, wer wen in New York publiziert. Wie sie sich über die langweiligsten Dinge der Welt beschweren – schlechte Pressearbeit oder schlechte Besprechungen oder dass andere mehr Geld kriegen. Wen interessiert das? Und dann sind sie wieder weg und schreiben ihre sensiblen kleinen Romane über das „normale Leben. Meine eigene Arbeit, und das versteht sich von selbst, ist der schlimmste Missetäter in dieser Hinsicht.“

Es macht Spaß, einer immer noch ziemlich jungen Autorin dabei zuzuhören, wie sie sich junge Autorinnen in einer Welt ausdenkt, die sie als falsch durchschaut, ohne ihr entsagen zu können (oder zu wollen). Wie sie Widerstände dagegen aufbauen und Nachsicht üben. Und was sollte schon daran verkehrt sein, dass sich am Ende einfach mal alle kriegen? Manche halten das für Kitsch. Vielleicht ist es aber auch Kitsch, als Romanfigur notorisch an der Moderne zerbrechen zu müssen.

„Alice, glaubst du, das Problem des zeitgenössischen Romans ist schlicht das Problem des gegenwärtigen Lebens? Ich stimme dir zu, es erscheint vulgär, dekadent, sogar epistemologisch brutal, Energie in die Trivialität von Sex und Freundschaft zu investieren, wenn die menschliche Zivilisation vor dem Zusammenbruch steht. Aber gleichzeitig mache ich genau das jeden Tag. Wenn du willst, können wir darauf warten, eine höhere Daseinsform zu erreichen, um dann unsere mentalen und materiellen Ressourcen auf existenzielle Fragen auszurichten und nicht mehr an unsere Familien, Freunde und Liebhaber usw. zu denken. Aber wir werden sehr lange warten, vermute ich, und tatsächlich werden wir vorher sterben.“ KATHARINA TEUTSCH

Mit dem Zitronenfalter zum Kern der Biologie

Der Zellbiologe und Nobelpreisträger Paul Nurse behandelt eine grundlegende Frage in ungewöhnlicher Form

Zwei Bücher markierten die Anfänge der biologischen Revolution nach dem Zweiten Weltkrieg, die beide die lapidare Frage „Was ist Leben?“ im Titel führten. Das eine schrieb der Quantenphysiker Erwin Schrödinger (1944), das andere der theoretische Biologe John Burdon Sanderson Haldane (1949). Nach einem guten halben Jahrhundert hat ihnen nun ein experimenteller Zellbiologe, der britische Nobelpreisträger Paul Nurse, ein drittes hinzugefügt. Es knüpft in vieler Hinsicht an die Bücher seiner Vorgänger an und versucht erneut, die Frage auf dem Stand des gegenwärtigen biologischen Wissens zu behandeln.

Paul Nurse erhielt 2001 den Medizin-Nobelpreis für seine bahnbrechenden Untersuchungen zum Zellteilungszyklus am Modellorganismus Hefe. Er hatte in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts als junger Postdoktorand die im Nachhinein verblüffend einfach erscheinende Idee, unter dem Mikroskop nach Hefevarianten zu suchen, die ungewöhnlich groß waren. Die Annahme war, dass sie zwar noch wachsen, aber sich nicht mehr teilen konnten, weil ein dafür verantwortliches Gen seine Funktionsfähigkeit verloren hatte. Bei dieser mühsamen Suche spielte ihm der Zufall dann besonders kleine Varianten zu, und es stellte sich heraus, dass sie die Kontrolle über den Zyklus verloren hatten und sich somit verfrüht teilten. Das erwies sich als

ein äußerst fruchtbarer Ausgangspunkt für eine dreißigjährige Forschungsarbeit seines Labors, an deren Ende nicht nur die genetische, sondern auch die molekulare Charakterisierung der Zellteilung stand.

Nun scheint es fast ein Gesetz zu sein, dass Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträger bald einmal mit einem Buch an eine breitere Öffentlichkeit treten. Wieder so ein Sachbuch eines Laureaten, dachte der Rezensent zunächst. Bei Paul Nurse hat es immerhin zwanzig Jahre gedauert, bis er sich an die Aufgabe wagte, und herausgekommen ist ein ganz außergewöhnliches Buch. Eine einfache, schnörkellose und allen Fachjargon vermeidende Sprache verbindet sich mit einer umso raffinierten Erzählstruktur.

Ein Zitronenfalter aus dem Garten der Kindheit des Autors begleitet den Leser durch den Text, der in jedem einzelnen der Kapitel kunstvoll den aktuellen Stand des Wissens mit historischen Einschüben, autobiografischen Reminiszenzen, Einblicken in die eigene Forschungsarbeit, Begegnungen mit Kollegen und Ausblicken auf den gegenwärtigen fragilen Zustand der Biosphäre verbindet. Alle diese Elemente fügen sich in einen Erzählfluss ein, der immer wieder durch überraschende Assoziationen und Verknüpfungen skandiert wird.

Man ist nicht verwundert, wenn uns Nurse im letzten Kapitel verrät, sowohl

die „Logik des Lebenden“ von François Jacob als auch „Zufall und Notwendigkeit“ von Jacques Monod gelesen zu haben und von beiden Büchern stark beeinflusst worden zu sein – und das aus guten Gründen. Sie ragen aus der Nobelpreisträgerliteratur der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts heraus. Das Buch von Nurse hat aber sein ganz eigenes Gepräge.

Die fünf jeweils kurzen und prägnanten Hauptkapitel kreisen um die Zelle, das Gen, die Evolution, das Leben als Chemie und das Leben als Information. Es ist natürlich kein Zufall, dass das Buch mit der Zelle beginnt, nicht nur, weil Nurse selbst Zellbiologe ist, sondern weil es gute Gründe gibt, die Zelle als die basale Funktionseinheit des Lebens zu betrachten. Im Zentrum ihrer Reproduktion und Arbeitsweise stehen die Gene, die im darauffolgenden Kapitel abgehandelt werden. Aus deren Eigenschaften wiederum kann abgeleitet werden, dass das Leben auf einem Milliarden Jahre dauernden Evolutionsprozess beruht.

Paul Nurse: „Was ist Leben?“ Die fünf Antworten der Biologie. Aus dem Englischen von Hainer Kober. Aufbau Verlag, Berlin 2021. 184 S., geb., 20,- €.



Ausgerufen als Generationsstimme: Sally Rooney

Foto: Laif